

Dann machte der Procurator dem Menschen ein Zeichen, den Coconas in der Dunkelheit gesehen hatte, und sagte zu ihm:

„Entfernt Euch nicht, Meister, Ihr habt diese Nacht zu thun.“

„Bei welchem soll ich anfangen?“ fragte der Mensch, ehrfurchtsvoll seine Mütze in die Hand nehmend.

„Bei diesem,“ erwiderte der Präsident, auf La Mole deutend, den man nur noch wie einen Schatten zwischen den Wachen erblickte. Dann näherte er sich René, welcher zitternd stehen geblieben war, in der Erwartung man würde ihn in das Chatelet zurückführen wo er seinen Kerker hatte, und sprach:

„Gut, mein Herr, seyd unbesorgt, der König und die Königin sollen erfahren, daß sie Euch die Kenntniß der Wahrheit zu danken haben.“

Aber statt René Kraft zu verleihen, schien ihn dieses vollends niederzuschmettern, und er antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

X.

Der spanische Bock.

Erst als man ihn in seinen neuen Kerker zurückgeführt und die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, fing Coconas, sich selbst überlassen und nicht mehr aufrecht gehalten durch den Kampf mit den Richtern und durch seinen Zorn gegen René, die Reihe seiner traurigen Betrachtungen an.

„Es scheint mir,“ sagte er zu sich selbst, „die Sache nimmt eine äußerst schlimme Wendung, und es wäre Zeit, ein wenig in die Kapelle zu gehen. Ich mißtraue den Todesurtheilen, denn unstreitig beschäftigt man sich damit, uns zu dieser Stunde zum Tode zu

verurtheilen. Ich mißtraue besonders solchen Sentenzen, welche bei den verschlossenen Thüren einer Festung vor so häßlichen Gesichtern gefällt werden, wie alle diejenigen waren, welche mich umgaben. Man will uns im Ernste den Kopf abschlagen. . . hm, hm! ich komme auf das zurück, was ich so eben sagte; es wäre Zeit, in die Kapelle zu gehen."

Auf diese mit halber Stimme ausgesprochenen Worte folgte ein Stillschweigen und dieses Stillschweigen wurde durch einen dumpfen, erstickten Schrei unterbrochen, der nichts Menschliches hatte. Der Schrei schien die dicke Mauer zu durchdringen und auf dem Eisen der Gitterstangen zu vibriren.

Coconnas bebte unwillkürlich, und dieser Mann war doch so brav, daß bei ihm der Muth dem Instincte der wilden Thiere gleich. Coconnas blieb unbeweglich an der Stelle, wo er die Klage gehört hatte. Er zweifelte, daß eine solche Klage von einem menschlichen Wesen ausgesprochen werden könnte, und hielt sie für das Seufzen des Windes in den Bäumen oder für eines von den tausend Getösen der Nacht, welche aus den zwei unbekanntem Welten, zwischen denen unsere Welt sich dreht, herabzukommen oder zu diesen hinaufzusteigen scheinen; da gelangte eine zweite Klage noch schmerzlicher, noch tiefer zu Coconnas, und diesmal erkannte er nicht nur ganz bestimmt den Ausdruck des Schmerzes in der menschlichen Stimme, sondern er glaubte auch in dieser Stimme die von La Mole zu erkennen.

Bei diesem Tone vergaß der Piemontese, daß er durch zwei Thüren, durch drei Gitter und durch eine zwölf Fuß dicke Mauer zurückgehalten wurde. Er warf sich mit seinem ganzen Gewichte gegen die Mauer, als wollte er sie niederwerfen und dem Opfer zu Hülfe eilen, und rief:

„Man ermordet also Jemand hier!“

Aber er traf auf seinem Wege die Wand, an die er

nicht gedacht hatte, und fiel, gequetscht von dem Stöße, auf eine steinerne Bank zurück.

Das war Alles.

„Oh! sie haben ihn umgebracht,“ murmelte er, „das ist abscheulich, aber hier kann man ihn nicht vertheidigen... nichts, keine Waffen!“

Er streckte die Hände um sich her aus.

„Ah! dieser eiserne Ring.“ rief er, „ich reiße ihn aus und wehe dem, der sich mir naht.“

Coconnas stand auf, ergriff den eisernen Ring und erschütterte ihn mit einem ersten Risse so gewaltig, daß er offenbar bei dem zweiten los geworden wäre.

Aber plötzlich öffnete sich die Thüre, und das Licht von zwei Fackeln überströmte den Kerker.

„Kommt, mein Herr,“ sagte dieselbe schnarrende Stimme, die ihm bereits so unangenehm gewesen war, und als sie sich drei Stockwerke weiter unten hören ließ, den ihr mangelnden Reiz nicht erhalten zu haben schien; „kommt, mein Herr, der Gerichtshof erwartet Euch.“

„Gut,“ sagte Coconnas und ließ seinen Ring los, „ich werde meinen Spruch hören, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Oh, ich athme, gehen wir.“

Und er folgte dem Gerichtsdiener, der mit seinem abgemessenen Schritte, seinen schwarzen Stab in der Hand haltend, ihm voranschritt.

Trotz der Zufriedenheit, die er bei einer ersten Bewegung ausgedrückt hatte, warf Coconnas doch auf seinem Marsche einen unruhigen Blick rechts, links, voran, zurück.

„Oh!“ murmelte er, „ich erblicke meinen würdigen Kerkermeister nicht. Ich gestehe, seine Anwesenheit fehlt mir.“

Man trat in den Saal, den die Richter so eben verlassen hatten und wo nur allein ein Mann stand, in welchem Coconnas den Staatsprocurator erkannte, der

wiederholt im Laufe des Verhöres und stets mit großer Erbitterung das Wort geführt hatte.

Es war in der That derjenige, welchem Catharina bald schriftlich, bald mündlich den Prozeß besonders empfohlen hatte.

Ein aufgehobener Vorhang ließ den Hintergrund des Saales erschauen. Dieser Saal aber, dessen Tiefen sich in der Dunkelheit verloren, bot in seinen erleuchteten Theilen einen so furchtbaren Anblick, daß Coconnas fühlte, wie seine Beine unter ihm brachen, und: „Oh, mein Gott!“ ausrief.

Nicht ohne Ursache hatte Coconnas diesen Schrei des Schreckens ausgestoßen.

Das Schauspiel war in der That gräßlich. Während des Verhöres durch den Vorhang verborgen, der nun aufgehoben war, erschien der Saal wie der Vorhof der Hölle.

In der ersten Abtheilung sah man eine Folterbank, versehen mit Stricken, mit Kloben und anderen Marterwerkzeugen; etwas entfernter erblickte man ein flammendes Kohlenfeuer, das seinen röthlichen Schimmer auf alle Gegenstände warf, die dasselbe umgaben, und die Silhouette von denjenigen, welche sich zwischen Coconnas und dem Feuer befanden, noch mehr verdüsterte. An einer von den Säulen, welche das Gewölbe trugen, stand unbeweglich wie eine Statue ein Mann mit einem Stricke in der Hand. Man hätte glauben sollen, er wäre von demselben Steine, wie die Säule, an der er flebte. An den Wänden, über den steinernen Bänken zwischen eisernen Ringen, hingen Ketten und glänzten Klingen.

„Oh!“ murmelte Coconnas, „das ist der Foltersaal, der völlig bereit gehalten nur noch auf den Patienten zu warten scheint! Was soll das bedeuten?“

„Auf die Kniee, Marcus Annibal Coconnas!“ sprach eine Stimme, bei der der Edelmann seinen Kopf

emporrichtete, „auf die Kniee, um das Urtheil zu hören, das gegen Euch gesprochen worden ist.“

Es war eine von den Aufforderungen, gegen welche die ganze Person von Annibal sich instinktartig sträubte.

Als er aber gerade im Begriffe war, sich dagegen zu erheben, drückten zwei Männer auf eine so unerwartete und besonders so gewichtige Weise auf seine Schultern, daß er mit beiden Knieen auf den Boden fiel.

Die Stimme fuhr fort:

„Urtheil, gesprochen von dem im Thurme von Vincennes versammelten Gerichtshofe gegen Marcus Annibal von Coconnas, beschuldigt und überwiesen des Verbrechens des Hochverrathes, eines Vergiftungsversuches, der Zauberei und der Magie gegen die Person des Königs, des Verbrechens der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates, sowie dessen, daß er durch seine schändlichen Rathschläge einen Prinzen von Geblüt zur Rebellion verleitete.“

Bei jeder dieser Anschuldigungen schüttelte Coconnas den Kopf und schlug den Taft, wie es ungelehrige Schüler thun.

Der Richter fuhr fort:

„In Folge hievon soll der genannte Marcus Annibal von Coconnas von dem Gefängniß nach dem Plage, genannt Saint-Jean-en-Grève zum Behuf der Enthauptung geführt werden. Seine Güter aber sollen confiscirt, die

Bäume seiner Waldungen in einer Höhe von sechs Fuß abgehauen, seine Schlösser geschleift, und es soll ein Pfahl mit einer kupfernen Platte aufgestellt werden, worauf das Verbrechen und die Strafe zu constatiren sind."

„Was meinen Kopf betrifft,“ sagte Coconnas, „so glaube ich wohl, daß man ihn abschlagen wird, denn er ist in Frankreich und sehr bloßgestellt. Was aber meine hochstämmigen Waldungen und meine Schlösser betrifft, so zweifle ich, ob alle Sägen und alle Hacken des sehr christlichen Königreichs das geringste Loch daran machen werden.“

„Stille!“ rief der Richter, und er fuhr fort:

„Ueberdies soll der genannte Coconnas . . .“

„Wie? unterbrach ihn Coconnas, „es soll mir noch etwas nach der Enthauptung geschehen? Oh! das scheint mir sehr streng.“

„Nein, mein Herr,“ sagte der Richter, „vor derselben.“

Und er fuhr fort:

„Ueberdies soll der genannte Coconnas vor der Vollziehung des Urtheils der außerordentlichen peinlichen Frage der zehn Keile unterworfen werden.“

Coconnas sprang auf und schmetterte den Richter gleichsam mit einem funkelnden Blicke nieder.

„Und warum dies?“ rief er, denn er fand keine andere Worte, als diese Naivetät, um die Menge von Gedanken auszudrücken, welche in seinem Geiste auftauchten.

Diese Folter war in der That für Coconnas der völlige Umsturz aller seiner Hoffnungen. Er sollte in die Kapelle erst nach der Folter geführt werden, und an dieser starb man häufig; man starb um so leichter daran, je mehr man muthig und stark war; denn man betrachtete es dann als eine Feigheit, zu gestehen, und so lange man nicht gestand, wurde die Folter fortgesetzt, und nicht nur fortgesetzt, sondern verdoppelt.

Der Richter überhob sich jeder Erwiederung gegen Coconnas, da die Folge des Spruches für ihn antwortete.

Er fuhr nun fort:

„Um ihn zu nöthigen, seine Genossen, Complotte und Machinationen im Einzelnen zu gestehen.“

„Mordi!“ rief Coconnas, „das nenne ich eine Schändlichkeit; das nenne ich mehr als eine Schändlichkeit, ich nenne es eine Feigheit.“

Gewöhnt an die Zornausbrüche der Opfer, welche das Leiden beschwichtigt, indem es dieselben in Thränen verwandelt, machte der unempfindliche Richter nur eine einzige Gebehrde.

Bei den Füßen und bei den Schultern ergriffen, wurde Coconnas umgeworfen, fortgetragen, auf das Folterbett gelegt und gebunden, ehe er nur diejenigen, welche ihm Gewalt anthaten, hatte sehen können.

„Schurken!“ brüllte Coconnas und schüttelte der-

gestalt in einem Wuthparoxismus das Bett und die Gestelle, daß die Folterknechte selbst zurückwichen. „Schurken! martert mich, brecht mir die Glieder, reißt mich in Stücke, Ihr werdet nichts erfahren, das schwöre ich Euch. Ah! Ihr glaubt mit Stücken Holz und Eisen bringe man einen Edelmann meines Namens zum Sprechen? Geht, geht, ich troze Euch.“

„Macht Euch bereit, Alles zu notiren,“ sagte der Richter zu dem Schreiber.

„Ja, halte Dich bereit!“ brüllte Coconnas, „und wenn Du Alles schreist, was ich Euch heillosen Henkersknechten sage, so mußt Du genug zu thun haben. Schreie, schreibe!“

„Wollt Ihr Offenbarungen machen?“ fragte der Richter mit seinem ruhigen Tone.

„Nichts, kein Jota, geht zum Teufel!“

„Denkt nach während der Vorbereitungen, mein Herr. Vorwärts, Meister, legt dem Herrn die Stiefeln an.“

Bei diesen Worten trennte sich der Mann, der bis jetzt unbeweglich, die Stricke in der Hand, stehen geblieben war, von der Säule und näherte sich mit langsamen Schritten Coconnas, welcher sich umwandte, um ihm eine Grimasse zu schneiden.

Es war Meister Caboché, der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.

Ein schmerzliches Erstaunen malte sich auf den Zügen von Coconnas, der, statt zu schreien und sich zu krümmen, unbeweglich blieb und seine Augen nicht von dem Gesichte dieses vergessenen Freundes, welcher in einem solchen Momente erschien, losmachen konnte.

Caboché schob ihm, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich bewegte, ohne daß es schien, als hätte er Coconnas je anderswo als auf der Folterbank gesehen, zwei Bretter zwischen die Beine, legte zwei andere Bretter außen an die Beine und umband das Ganze mit dem Stricke, den er in der Hand hielt.

Dies war der Apparat, den man die spanischen Stiefeln nannte.

Bei der gewöhnlichen peinlichen Frage zwängte man sechs Keile zwischen die zwei Bretter, welche, sich ausdehnend, das Fleisch zerquetschten.

Bei der außerordentlichen Frage schlug man zehn Keile ein, und dann zerquetschten die Bretter nicht nur das Fleisch, sondern machten auch die Knochen krachen.

Als die vorbereitende Operation vorüber war, senkte Meister Caboche die Spitze des Keils zwischen die zwei Bretter. Dann schaute er, seinen Klöpfel in der Hand, auf einem Knie liegend, den Richter an.

„Wollt Ihr sprechen?“ fragte dieser.

„Nein,“ antwortete Coconnas, obgleich er fühlte, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlte und seine Haare sich auf seinem Kopfe sträubten.

„Dann vorwärts,“ sprach der Richter, „den ersten Keil.“

Meister Caboche hob seinen mit einem schweren Klöpfel bewaffneten Arm und führte einen gewaltigen Schlag auf den Keil, der einen matten Ton von sich gab.

Die Folterbank zitterte.

Coconnas entschlüpfte keine Klage bei diesem ersten Keile, der gewöhnlich die Entschlossensten seufzen machte.

Mehr noch: der einzige Ausdruck, der auf seinem Gesichte hervortrat, war der eines unsäglichen Erstaunens. Er schaute mit unverwandten Augen Caboche an, welcher, den Arm emporgehoben, halb gegen den Richter zurückgewendet, sich zu einer Verdoppelung anschickte.

„Was war Eure Absicht, als Ihr Euch im Walde verbarget?“ fragte der Richter.

„Uns in den Schatten zu setzen,“ antwortete Coconnas.

„Vorwärts!“ sagte der Richter.

Caboche führte einen zweiten Schlag, welcher wie der erste scholl.

Aber Coconnas zuckte nicht mehr als bei dem ersten, und sein Auge schaute fortwährend den Henker mit demselben Ausdrücke an.

Der Richter runzelte die Stirne und murmelte:

„Das ist ein harter Christ; ist der Keil bis an das Ende eingedrungen, Meister?“

Caboche bückte sich, als wollte er es untersuchen. Während er sich aber bückte, sagte er ganz leise zu Coconnas:

„Schreit doch, Unglücklicher!“

Dann sich wieder erhebend, sprach der Henker:

„Bis an das Ende, Herr.“

„Den zweiten Keil eingeschlagen,“ versetzte kalt der Richter.

Die drei Worte von Caboche erklärten Coconnas Alles. Der würdige Henker hatte seinem Freunde den größten Dienst geleistet, den ein Henker einem Edelmann leisten kann.

Er ersparte ihm mehr als den Schmerz, er ersparte ihm die Schmach der Geständnisse, indem er ihm zwischen die Beine elastische lederne Keile eintrieb, deren oberer Theil nur mit Holz beschlagen war, statt ihm eichene Keile einzutreiben. Dabei ließ er ihm überdies seine Kraft, um dem Schaffot zu trotzen.

„O! braver, braver Caboche,“ murmelte Coconnas, „sey ruhig, ich werde schreien, da Du es mir befehlst, und wenn Du nicht mit mir zufrieden bist, mußt Du sehr schwieriger Natur seyn.“

Während dieser Zeit hatte Caboche das Ende eines Keils, welcher viel dicker war, als der erste, zwischen die Bretter geschoben.

„Vorwärts,“ sagte der Richter.

Bei diesem Worte schlug Caboche, als wäre es seine Aufgabe gewesen, mit einem Streiche den Thurm von Vincennes zu zertrümmen.

„Ah! ah! hu! hu!“ schrie Coconnas aus wechsell-

den Tonarten. „Tausend Donner! Ihr zerbrecht mir die Knochen, nehmt Euch doch in Acht!“

„Ah!“ sprach der Richter lächelnd, „der zweite thut seine Wirkung; es wunderte mich auch.“

Coconnas schnaufte, wie der Blasebalg eines Schmiedes.

„Was thatet Ihr also in dem Walde?“ wiederholte der Richter.

„Ei, Mord! ich habe es Euch bereits gesagt, ich genoss die frische Luft.“

„Vorwärts!“ sprach der Richter.

„Gesteht,“ flüsterte Caboche dem Gefolterten in das Ohr.

„Was?“

„Alles, was Ihr wollt; aber gesteht irgend etwas.“

Und er führte den zweiten Schlag, der an Stärke dem ersten nichts nachgab.

Coconnas schrie, daß er glaubte, er würde sich selbst ersticken.

„Oh! la la!“ sagte er sodann, „was wünscht Ihr zu wissen, mein Herr? Auf wessen Befehl ich im Walde war?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich war dort auf Befehl des Herrn von Alençon.“

„Schreibt,“ sagte der Richter.

„Habe ich ein Verbrechen begangen, indem ich dem König von Navarra eine Falle stellte, so war ich dabei nur ein Werkzeug und gehorchte meinem Herrn.“

Der Schreiber schickte sich an, seine Worte aufzuzeichnen.

„Ah! Du hast mich angezeigt, Bleichgesicht,“ murmelte der Leidende, „warte, warte!“

Und er erzählte die Besuche von Franz bei dem König von Navarra, die Zusammenkünfte von Herrn von Morny mit Herrn von Alençon, die Geschichte von dem rothen Mantel, wobei er aus Erinnerung von Zeit zu Zeit laut schrie und sich neue Hammerschläge versetzen

ließ. Endlich gab er so genaue, so wahrhaftige, so unbestreitbare und schreckliche Aussagen gegen den Herzog von Alençon; er wußte sich so gut den Anschein zu verleihen, als ließe er sich dieselben nur durch die Heftigkeit seiner Schmerzen entreißen; er machte Grimassen, brüllte und beklagte sich auf eine so natürliche Weise, daß der Richter selbst am Ende einen Schrecken darüber bekam, daß er einen Sohn von Frankreich so gewaltig compromittirende Umstände einzutragen haben sollte.

„Schön,“ sagte Caboche zu sich selbst, „das ist ein Herr, dem man die Dinge nicht zweimal sagen muß. Mein Jesus! wie wäre es gewesen, hätte ich hölzerne Keile statt lederner genommen.“

Man begnadigte auch Coconnas mit dem letzten Keile der außerordentlichen Folter. Aber ohne diesen zu zählen, hatte er es mit neun andern zu thun gehabt, was hingereicht hätte, seine Beine zu Brei zu zermalmen.

Der Richter machte bei Coconnas die Gnade geltend, die er ihm in Betracht seiner Geständnisse bewilligte, und entfernte sich.

Der Leidende blieb allein mit Caboche.

„Nun,“ sagte dieser, „wie geht es, mein edler Herr?“

„Ah, mein Freund, mein braver Freund, mein lieber Caboche,“ erwiderte Coconnas, „sey überzeugt, daß ich mein ganzes Leben dankbar für das seyn werde, was Du für mich gethan hast.“

„Best! Ihr habt Recht, denn wenn man wüßte, was ich für Euch gethan habe, so würde ich Euern Platz auf der Folterbank einnehmen, und man dürfte mich nicht schonen, wie ich Euch geschont habe.“

„Aber wie bist Du auf den geistreichen Gedanken gekommen?“

„Seht,“ sagte Caboche, während er die Beine von Coconnas in blutige Linnen wickelte: „ich wußte, daß Ihr verhaftet waret, ich wußte, daß man Euch den Proceß machte, ich wußte, daß die Königin Catharina

Guern Tod wollte; ich errieth, daß man Euch der peinlichen Frage überantworten würde, und nahm hienach meine Vorsichtsmaßregeln."

„Auf Gefahr, was daraus entstehen dürfte?“

„Mein Herr,“ sagte Caboche, „Ihr seyd der einzige Edelmann, der mir die Hand gegeben hat, und man hat Gedächtniß und Herz, obgleich man Henker ist, und gerade vielleicht weil man Henker ist. Ihr werdet morgen sehen, wie ich mein Geschäft gut verrichte.“

„Morgen?“ sagte Coconnas.

„Allerdings, morgen.“

„Was für ein Geschäft?“

Caboche schaute Coconnas verwundert an.

„Wie, was für ein Geschäft? Habt Ihr denn den Urtheilspruch vergessen?“

„Ah, ja, der Spruch, ich hatte ihn vergessen.“

Coconnas hatte ihn nicht vergessen, aber er dachte nicht mehr daran.

Er dachte an die Kapelle, an das unter dem heiligen Tuche verborgene Messer, an Henriette und an die Königin, an die Thüre der Sacristei und an die am Saume des Waldes wartenden Pferde; hieran dachte er, . . . an die Freiheit, an den Ritt in frischer Luft, an die Sicherheit jenseits der Gränze von Frankreich.

„Nun handelt es sich darum, Euch geschickt von der Folterbank auf die Tragbahre zu bringen,“ sagte Caboche. „Vergeßt nicht, daß Ihr für Jedermann, sogar für meine Knechte, gebrochene Beine habt, und daß Ihr bei jeder Bewegung einen Schrei ausstoßen müßt.“

„Aje!“ rief Coconnas, als er die zwei Knechte mit der Tragbahre auf sich zukommen sah.

„Auf, auf, ein wenig Muth!“ sprach Caboche, „wenn Ihr jetzt schon schreit, was werdet Ihr hernach erst thun?“

„Mein lieber Caboche,“ erwiederte Coconnas, „ich bitte Euch, laßt mich nicht durch Eure schätzenswerthen

Gehülften berühren. Sie haben vielleicht keine so leichte Hand, wie Ihr."

"Stellt die Tragbahre neben die Folterbank," sprach Caboche.

Die zwei Knechte gehorchten.

Meister Caboche nahm Coconnas in seine Arme, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und legte ihn auf die Tragbahre nieder; aber trotz dieser Behutsamkeit stieß Coconnas furchtbare Schreie aus.

Der brave Kerkermeister erschien nun mit einer Laterne.

"In die Kapelle," sagte er.

Und die Träger von Coconnas entfernten sich, nachdem dieser Caboche einen zweiten Händedruck gegeben hatte.

Der erste war dem Piemontesen zu ersprießlich gewesen, als daß er hätte ferner den Schwierigen spielen sollen.

XI.

Die Kapelle.

Das düstere Geleite schritt im tiefsten Stillschweigen über die zwei Zugbrücken des Thurmes und durch den großen Hof des Schlosses, welcher zu der Kapelle führte, aus deren Fenstern ein bleiches Licht fiel, das die grauen Gesichter der Apostel in rothen Nöcken beleuchtete.

Coconnas athmete gierig die Nachtlust ein, obgleich diese ganz mit Regen geschwängert war. Er betrachtete die tiefe Dunkelheit und beglückwünschte sich, daß alle Umstände für seine Flucht und die seines Gefährten günstig waren.

Er bedurfte seiner ganzen Willenskraft, seiner ganzen Klugheit, seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht